



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers

Lietz, Hermann

Veckenstedt am Harz, 1922

Lehr- und Wanderjahre

urn:nbn:de:hbz:466:1-31086

Lehr- und Wanderjahre.



So war ich von neuem in Jena. Nun aber als Lehrender. Anfangs kam es mir etwas hart an, in allen Fächern des letzten Volksschuljahres zugleich zu unterrichten, und zwar zumeist vor vielen angehenden Lehrern, den Seminarmitgliedern, die in den Unterricht eingeführt werden mußten. So fühlte ich mich zunächst unbefriedigt.

Als ich aber erst tiefer in die Arbeit hinein und mit den Schülern in innigere Beziehungen gekommen war, da stellte sich auch immer mehr Freude und Erfolg ein. Ich merkte, daß Schwierigkeiten da sind, um überwunden zu werden.

Zuerst hatte sich mein wissenschaftliches Gewissen dagegen gesträubt, daß ich in allen Fächern unterrichten sollte. Bald aber merkte ich, daß gute allgemeine Schulung die Einarbeitung in alle Gebiete ermögliche, daß bei tieferem Eindringen jedes anregend sei, jedes dem Kinde nahegebracht werden könne; daß es nur darauf ankäme, für jedes Gebiet die richtigen Methoden zu finden. So machte es mir jetzt z. B. Freude, mich in die mir ehemals verleidete Mathematik einzuarbeiten und auch in ihr den Unterricht auf dem Grunde der Anschauung aufzubauen. Ich bemerkte, daß für die Volksschule bereits eine bedeutende theoretische und praktische Vorarbeit in Didaktik und Methodik geleistet war, und daß die höhere Schule vieles davon lernen könne und müsse.

Zum Hauptgebiet in meiner Klasse wurde mir bald die Geschichte, mit der deutscher und erdkundlicher Unterricht verbunden wurde. Die Zeit von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart wurde von mir behandelt. Dabei erfuhr ich mancherlei, was ich bis dahin noch nicht erkannt hatte, mir aber für alle Folgezeit wichtig blieb. Der Geschichtsunterricht ist mit dem erdkundlichen zusammen ein Hauptmittel, um zu politischem und sozialem Denken und Handeln zu erziehen. Er bietet Stoff und Vorbereitung für Bürger- und Staatskunde. Viele grundlegende Fragen sozialen, bürgerlichen, politischen Lebens können auch dem Volksschüler im letzten Schuljahre klargemacht werden, falls es der Lehrer versteht, anschaulich und lebendig zu unterrichten und dem Kinde die notwendigen Hilfen zu verschaffen. Vorbedingung dieses wie jedes guten Unterrichts ist völlige Beherrschung des Gebietes von seiten des Lehrers. Dies alles haben ja später die Späßen von den Dächern gepfiffen. Von großen Pädagogen war früher oft genug Ähnliches gesagt worden. Abgesehen von Pestalozzi hatte ich aber fast nichts von ihnen gelesen. So war mir alles gewissermaßen Selbstentdeckung und darum besonders eindrucksvoll. Mit Staunen fand ich heraus, was man alles wissen müsse, um nur vierzehnjährigen Volksschülern Geschichte und Einrichtungen des 19. Jahrhunderts klarmachen zu können, und gelangte so erst selbst zur eingehenden Vertiefung in diese Zeit. Allerdings erkannte ich auch bald die Klippe, an der viele auf dieser Fahrt scheitern. Sie ertrinken in der Fülle des Stoffes, verlieren sich in den Einzelheiten, lassen die großen, leitenden Gesichtspunkte außer acht und gelangen so niemals ans Ziel. Darauf kam es an, ganz aus dem Vollen zu schöpfen, auf jede Frage Rede und Antwort stehen zu können und doch nicht den Faden zu verlieren; also auf Beschränkung und Großzügigkeit

im Unterricht. Freilich erforderte es ernsteste Arbeit als Vorbereitung, und Zeit zur Durchführung. Mit einer oder zwei Wochenstunden eines „isolierten“ Faches war durchaus nichts Befriedigendes zu erreichen. Bald war mir dies wichtige Gebiet zum Hauptfach geworden, dem zusammen mit den verwandten Gebieten etwa je eine Stunde täglich in der Klasse gewidmet wurde. Mit Freude konnte ich aus Aufsätzen der Jungen ersehen, wie verständnisvoll die Mehrzahl von ihnen diesen Stoff aufgefaßt hatten. So z. B. an einem Thema wie „Reformen, ein Hauptmittel zur Verhinderung der Revolutionen“. Das in Jena Begonnene habe ich dann später immer weiter entwickelt.

Ähnliche Erfahrungen machte ich im Religionsunterricht. Auch ihn baute ich durchaus auf Geschichte auf. Dabei mußte mir der Unterschied zwischen dem geschichtlichen und dogmatischen Christentum oder dem Evangelium Jesu auf der einen und den Hauptstücken des Katechismus auf der anderen Seite immer klarer werden. —

Auch in die eigentlich erzieherischen Aufgaben konnte ich mich hier vertiefen. Hier hatte ich ja kein Landgut, das mich dazu verleitete, einen guten Teil meiner Zeit und Kraft ihm zu widmen. So suchte ich, meine Schüler auch nach den Unterrichtsstunden möglichst zu fördern. Dazu wurden zunächst die Eltern aufgesucht. Man lernte den Kreis kennen, in dem das Kind aufwuchs und lebte. Vieles, sonst Unverständliches, wurde erst dadurch klar. Wenn man z. B. erfuhr, wie der kleine, schwächliche Schuhmachersohn schon mehrere Stunden vor Schulbeginn seiner Mutter und seinen jüngeren Geschwistern geholfen, wie andere schon stundenlang Brötchen ausgetragen hatten vor dem Schulbeginn, dann war man noch geneigter, mit den Kleinen Geduld zu haben oder gar sie zu bewundern. Vieles, was man in Handwerkerfamilien des kleinen Städtchens

sah und erlebte, mußte mit Hochachtung vor diesem gedrückten Stand erfüllen. Ein schöner Grundsatz der Übungsschule war es, Elternabende zu veranstalten und mit den Eltern die Einrichtungen und Angelegenheiten des Schullebens zu besprechen.

Die Schüler selbst wurden auch zu Kunstübungen, praktischen Arbeiten, Spielen, Wanderungen, Schulreisen und Schulaufführungen um uns gesammelt. Modellieren und Gips-Gießen wurde geübt. Zur Ergänzung suchte ich mit der Klasse Töpferien in der Umgegend auf. Da die Schule bei einem Gärtner zur Miete wohnte, konnte jedes Kind sein eigenes kleines Beet zur Bearbeitung erhalten. Zur Weihnachtsfeier übte ich zugleich als eine Ergänzung des deutschen und geschichtlichen Unterrichts die RütliSzene aus „Wilhelm Tell“ ein. Die Mittel zur Feier wurden durch persönliche Sammlung in der Stadt aufgebracht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Professoren Abbe und Häckel kennen. Ein Überschuß des Gesammelten konnte zur Begründung einer Schülerbücherei und zur Anschaffung von Turngeräten benutzt werden. Vom 16.—18. Oktober machte ich mit meiner Klasse eine Schulreise nach Leipzig. Wir durchwanderten das Schlachtfeld, lernten die Stadt kennen, und ich verschaffte meinen Jungen Zutritt zum Theater und zur Oper. — Man kann sich wohl denken, daß die Schulzeit kaum genügte, um allen diesen Aufgaben gerecht zu werden und daß man sich mit Nebendingen nicht befassen konnte. Ein bedeutendes Erlebnis dieser Zeit war für mich die große Überschwemmung des Saaletales im Winter 1894. Bei ihr stand auch unsere Schule unter Wasser, und wir suchten in der Nacht die gefährdeten Bewohner mit Rähnen zu retten. So bitterlich kalt war es, daß die Hände fast an die Ruderstangen anfroren.

Das Winterhalbjahr ging zu Ende. Jetzt war ich wieder mitten im pädagogischen Fahrwasser. Daß ich in ihm bleiben

wollte, war mir nicht mehr zweifelhaft. Voraussetzung war mir aber dabei, daß ich selbst Gelegenheit fand, auf diesem Gebiet etwas zu schaffen. Daß große, dringende, erzieherische Arbeit nach „Freiwilligen“ rief, wußte ich. Eigene Gewissenhaftigkeit und Einsicht sagten mir aber, daß derjenige, der auf diesem weiten und schwierigen Felde säen und ernten wolle, gar nicht genug Erfahrungen in verschiedenen Schulen und Teilen des Vaterlandes und Auslandes zuvor gesammelt haben könne. Somit drängte mich's wieder hinaus aus dem lieben Jena und der Übungsschule zu neuer, schwierigerer, umfassenderer Arbeit.

Von Ostern 1895 bis zum Sommer 1896 lebte ich in der anmutigen Niederlöfning. An Arbeit und Erfahrung hat's auch da für mich nicht gefehlt. Neben der Freude aber auch nicht an tiefem Leid.

Etwa zwei Stunden von Dresden liegt an der Elbe der kleine aufblühende Ort Röttschenbroda. Ein Lehrer hatte dort vor Jahren ein Progymnasium (bis IIIa) und eine „höhere“ Mädchenschule gegründet, die von Kindern des Ortes und der Umgegend besucht wurden. Mit den Schulen war ein Pensionat verbunden. Nach dem Tode des Vaters waren die beiden Schulen in den Besitz des Sohnes, eines Kandidaten der Theologie, übergegangen. Um einen Lehrer zu bekommen, hatte sich dieser nach Jena an Professor Rein gewandt. Der legte mir die Bitte vor und ich empfahl einen meiner Bekannten. Als dieser schließlich absagte, übernahm ich selbst die Stelle, um dort aus der Verlegenheit zu helfen, und neue Erfahrungen zu sammeln. Ich erteilte den Hauptunterricht in Deutsch, Geschichte, Religion, Latein in beiden Schulen, leitete die Arbeitsstunde und widmete mich möglichst den „Pensionären“. Den Unterricht suchte ich methodisch auszugestalten, wie ich

daß ja von Jena her gewohnt war, und hatte an ihm viel Freude, besonders an der Behandlung der Geschichte in Tertia. Dabei las ich die mittelalterlichen Geschichtsschreiber zum ersten Male eingehend. Mir erging es dabei wohl ähnlich wie den Forschern, die sie in der Zeit der Romantik wieder entdeckt und herausgegeben hatten. Sie erweckten in mir eine große Begeisterung für die Vergangenheit unsres Volkes. Seitdem habe ich diese Quellen in guten Übersetzungen immer meinen Schülern zugänglich gemacht. Die naive, einfache, kindliche Art ihrer Darstellung paßt trefflich für die Jugend, wenn eine gute Auswahl getroffen wird. Diese Werke enthalten für die sittliche und nationale Erziehung unserer Jugend und unsres Volkes überhaupt viel Wertvolleres, als die „geschichtlichen“ Bücher des Alten Testaments. Dabei denke ich vor allem an Abschnitte aus Tacitus Germania, Paulus Diaconus Langobarden-, Jordanis Goten-, Prokop's Bandalengeschichte, an Einhart's Leben Karls des Großen, Widukind's Sachsen-geschichte, Wipo's König Konrad, Ekkehart's Chronik von St. Gallen, das Leben Heinrichs IV., die Chronik Ekkehart's von Mura, Otto v. Freising's Leben Friedrichs. Der Unterricht der Knaben und Mädchen war getrennt. Wenn ich auch lieber beide Teile zusammen unterrichtet hätte, so war auch das Neben- und Nacheinander für mich lehrreich. Bot es doch Gelegenheit, Eigenart und Erfolge beider zu vergleichen. Die Mädchen sind zumeist noch begeisterungsfähiger als die Jungen und arbeiten durchschnittlich fleißiger und sorgfamer. Im allgemeinen aber übertreffen die Jungen jene an Tiefe und Gründlichkeit der Auffassung.

Die größte Freude hatte ich auch hier am Zusammenleben, gemeinsamen Arbeiten, Wandern, Spielen, Schwimmen mit den Kindern, meinen jungen Kameraden und Freunden.

Alles, was ich später an anderen Plätzen einrichtete und ausübte, versuchte ich auch hier schon durchzuführen. Mein ganzer Tag vom Morgen bis zum Abend war den Kindern gewidmet. Fröhlich standen wir miteinander auf und liefen schnell zur Elbe zum Schwimmen. Dann nach dem Frühstück begann der Unterricht. Am Nachmittage gingen wir in den Wald, wo ich einen freien Platz zum Spielen gepachtet hatte, oder wir wanderten in die schöne Umgegend. Dann arbeiteten wir zusammen in der Arbeitsstunde und nach dem Abendessen wurde noch gemeinsam geturnt. Im Winter wurde Kerbschnitzerei getrieben und dabei vorgelesen. Sonntags unternahmen wir weite Wanderungen und Ausflüge in die Wälder oder nach Meissen, Tharandt, Dresden usw.

Nur die Zeit von neun Uhr abends an oder früh morgens vor dem Unterricht blieb mir für die eigene wissenschaftliche Arbeit, das geschichtliche Quellenstudium, die Verbesserung der Arbeiten, Vorbereitungen für den Unterricht. Und doch brachte ich es noch fertig, nicht nur die mittelalterlichen Geschichtsschreiber eingehend zu lesen, sondern auch noch verschiedene literarische Arbeiten für Reins Enzyklopädie zu liefern, so z. B. über Prophetie und Leben Jesu im Unterricht usw.

Meine Arbeitskraft schien damals unendlich. Ich verkürzte mir den Schlaf und widmete mein Leben restlos den Schülern und der Arbeit. Selten habe ich soviel Freude an meiner Arbeit gehabt, als damals, zumal sie für mich in all diesen Jahren Schritt für Schritt Entdeckungen bedeutete.

Als Leiter einer Schule wird man durch den unvermeidbaren, mit dem Umfang der Schule wachsenden Wust der Verwaltungsarbeit, durch Briefwechsel, Besuche, Erledigung einer bunten Fülle von nebensächlichen Angelegenheiten nur zu leicht behindert. Ich habe z. B. später in wenigen Jahren etwa

fünfzehn Häuser bauen lassen, hatte zeitweise Ländereien von 14—1500 Morgen zu bewirtschaften. Und so seltsam es klingt, in vieler Beziehung ist man als Leiter eines großen Werkes unfreier, als der Angestellte. Manches, was man als Lehrer mit einer kleinen Gruppe unternehmen würde, kann und darf man als verantwortlicher Leiter, der stets die Gesamtheit der Schule im Auge haben muß, weder tun noch zulassen. Sonst könnten und würden sofort Folgerungen gezogen werden, welche der Sache und dem Ganzen nicht förderlich sind. Und ohne, ja gegen den eigenen Willen verschiebt sich nur zu leicht das Verhältniß eines Leiters zu den Schülern nach der rein autoritativen Seite hin. Aus allen diesen Gründen hat die Stellung eines Lehrers, zumal wenn er seinen Beruf als den eines „Familienvaters“ oder Freundes auffaßt und durchführt, ihre großen Vorzüge vor der eines Leiters. Manche drängen aber ungestüm danach, jenes Amt mit diesem zu vertauschen. Männer, die als Lehrer am richtigen Platz waren, versagen als Leiter und schaden damit nur sich und anderen.

Seltsam wars, wie ich damals für alle Zeit Abstinenz wurde. Mit Rauchen hatte ich mich höchstens einmal in der Sexta abgegeben, natürlich öffentlich auf der Straße, um „Mut“, wenn man's nicht lieber anders nennen will, zu zeigen. Schlimm war es mir nicht bekommen, aber ich habe doch niemals wieder in meinem ganzen Leben Lust zum Rauchen verspürt, dagegen immer stärkeren Widerwillen, zumal gegen das überhandnehmende und besonders bedenkliche Zigarrettenrauchen. In den Oberklassen der Schule wurde stark getrunken und ich hatte auch bei einigen Gelegenheiten, Feiern, Leseabenden, mitgetan. Aber schon am Schluß der Schulzeit war ich davon abgekommen und von da an mindestens sehr mäßig gewesen. Höchstens aus kameradschaftlichen Gründen und aus Mangel

an anderen Getränken hatte ich hin und wieder Bier und noch seltener Wein genossen. Aber im übrigen waren mir diese Getränke eher unangenehm, noch viel mehr aber die übrigen Alkoholika, wegen ihrer oft an anderen bemerkten schlimmen Wirkungen. An den ersten Abenden in der Niederlöfning bot sich mir nun in dem „Pensionat“ dieser Anblick: ein langer, schmaler Tisch im Speisezimmer. Obenan ein großes Glas dunklen schäumenden Biers für den Herrn „Direktor“. Vor den Nebenplätzen je ein mittelgroßes Glas Lagerbier „für die Herren Lehrer und Damen“, weiter unten je ein kleineres Glas Bier dritter Güte für die „Herren Pensionäre“. Dankend lehnte ich mein Glas ab. An den folgenden Abenden hatte ich immer das gleiche zu tun. Das wurde mir langweilig. Schleunigst schrieb ich an den „Alkohol-Gegnerbund“, er möge umgehend eine Mitgliedskarte schicken. Nun brauchte ich statt einer jedesmaligen langen Auseinandersetzung nur diese vorzuzeigen, um alles „Nötigen“ zum Schweigen zu bringen. Vielleicht wird ein etwas boshafter Leser sagen: „Hättest Du ebenso gehandelt, wenn man Dir ein großes Glas echten bayrischen Bieres vorgesetzt hätte?“ Schwerlich hätte ich noch lange mit dieser Entscheidung gewartet. Nur eines Anlasses bedurfte es. Und der Anblick der Bier trinkenden Kinder gab für mich den Ausschlag neben der seltsamen Abstufung. Ich hatte eingesehen, daß es ein Unding sei, den doch unbedingt schädlichen Alkoholgenuß der Jugend zu bekämpfen und dabei selbst das entgegengesetzte Beispiel zu geben. Bald erlebte ich dann auch, daß die Kinder kein Bier mehr erhielten. Um des eigenen „Ichs“ willen bedarf es ja gar oft nicht des Eintritts in einen Verein. Ich habe in diesem wie in anderen Fällen weder Zeit noch Lust gehabt, mich ihm zu widmen. Alles Vereinsleben war und ist mir sogar zuwider. Aber man kann

nicht umhin, Mitglied sogar zahlreicher Vereine zu werden, um die für wertvolle und notwendige Aufgaben und Grundsätze Kämpfenden zu ermutigen und zu kräftigen.

Von solchen kleinen Zwischenfällen, die ja z. T. auch ihr Lustiges hatten, abgesehen, fühlte ich mich besonders im Zusammenleben mit den Schülern hier durchaus wohl. Keineswegs dachte ich an eine Veränderung meiner Stellung, wie mir denn äußerer Ehrgeiz, Streben nach Rang u. ä. sehr fern liegen. Da sollte ich ohne jedes Zutun von meiner Seite, ja gegen meinen Willen, von der vorgesetzten Behörde zum Leiter der Schule gemacht werden. Das hat mir herbe, aber kaum vergebliche Erfahrungen eingetragen.

Etwa ein halbes Jahr schon mochte ich als Lehrer in Röttschenbroda gewirkt haben, da erhielt ich eines Tages ein dringendes amtliches Schreiben der Dresdener Schulbehörde, mit der Aufforderung, mich möglichst umgehend bei ihr einzufinden. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf nach den Gründen dieser Vorladung. War ich mir doch keiner schlimmen Taten bewußt. In kein geringes Staunen geriet ich in Dresden, als der Herr Schulrat mich ziemlich strengen Tones fragte, wie es zuginge, daß ich mich nicht längst bei ihm gemeldet hätte. Ich sei doch der Leiter der Röttschenbrodaer Privat-Schule und hätte als solcher ihn längst auffuchen müssen. Erstaunt entgegnete ich, davon sei mir nichts bekannt. Ich sei als Lehrer angestellt worden. Der Schulrat entgegnete: Der Besitzer der Schule habe überhaupt kein pädagogisches Examen gemacht und gelte der Behörde nicht als Leiter der Schule. Vielmehr sei ich von ihm der Behörde als Leiter genannt worden, der zugleich die ganze Verantwortung auch ihr gegenüber trage, Berichte einzureichen, den gesamten Schriftwechsel über die Schule mit den Behörden zu führen habe. Wie ein

Mühlrad ging es mir im Kopf herum, als ich das Schulverwaltungsgebäude verließ.

Was sollte ich tun? Mein nächster Gedanke und Vorsatz war: „Sofort den Platz verlassen, an dem man mich so irre geführt hat“. In diesem Sinne sprach ich mit dem Besitzer der Schule. Der war in großer Verlegenheit. Ersatz für mich, der ich die Hauptarbeit an der Schule leistete, war nicht da. Bei dem großen Lehrermangel war nicht sofort jemand zu finden, der auf Grund seiner Zeugnisse die Forderung der Behörde nach einem Leiter befriedigt hätte. Verließ ich den Platz, was sollte dann auch aus den Schülern werden, die mir doch ans Herz gewachsen waren? Alles, was ich mit ihnen begonnen hatte, war dann ziemlich zwecklos gewesen. Der Besitzer bat mich inständigst, zu bleiben. Aber wie war das möglich, ohne ihn der Schule und dem ganzen Ort gegenüber arg bloßzustellen? Ohne zu sagen, er sei nicht der Leiter der Schule, als den er sich doch so lange hingestellt hatte?

In dieser schwierigen Lage machte ich einen Fehler, der sich später bitter an mir rächen sollte. Hätte ich über mehr Lebenserfahrung verfügt, hätte mir ein erfahrener Freund zur Seite gestanden, so wäre er wohl sicher vermieden worden. Ich ließ mich auf eine Halbheit ein, schloß einen „Kompromiß“, um allen Teilen zu Willen zu sein und Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. „Entweder-Oder“ wurde mir später zum Wahlspruch. Und der hat sich mir besser bewährt, als das bedenklichere „Sowohl — als auch“. — Jenem Herrn erklärte ich: noch kurze Zeit wolle ich bleiben, damit er sein Examen erledigen könne. Er möge sich aber beeilen, denn diese unklaren Verhältnisse könne ich nicht lange ertragen. Inzwischen wolle ich vermeiden, ihn bloßzustellen. An dem Titel liege mir durchaus nichts, sondern nur an der Sache und den

Schülern. Er müsse aber so handeln, daß ich es der Behörde, den Eltern und Schülern gegenüber verantworten könne. — Jener versprach alles Gute. Ich lebte weiter als Lehrer in völliger Zurückgezogenheit nur für die Schule und hatte nun noch mehr Arbeit als zuvor.

Im Laufe der Zeit trat aber die Unhaltbarkeit dieser unklaren Lage immer deutlicher zu Tage. Sie mußte sich ja als undurchführbar erweisen, sowie zwischen den Überzeugungen beider Teile ernstliche Gegensätze hervortraten. Die zeigten sich aber in verschiedenen wichtigen Dingen. So vor allem in der Behandlung der Schüler. Der Besitzer züchtigte sie wiederholt körperlich. Ich hielt das schon damals für durchaus falsch, ja es war mir verhaßt. Meine Gegenvorstellungen waren vergebens. Durch sie mußte ich noch dazu allen in der Schule in falschem Licht erscheinen. In dieser Not wandte ich mich an einen Mann, in dem ich bis dahin meinen Widersacher erblicken mußte, der mein nächster Vorgesetzter war und sich mir nun als durchaus zuverlässiger, ehrenwerter Charakter erwies. Der Lokalschulinspektor und Hauptgeistliche war es. In der Schulbibelfrage des Religionsunterrichts waren er mit seiner streng dogmatischen und ich mit meiner religionsgeschichtlichen Auffassung stark aneinander geraten. In dieser neuen Angelegenheit aber stellte sich der charaktervolle Herr durchaus auf meine Seite. Er beauftragte mich, offen die Leitung der Schule zu übernehmen. Das tat ich in so sachlicher Form, wie es nur irgend möglich und von jenem selbst angegeben war. Der Besitzer der Schule, der durchaus gewillt war, weiter als Direktor der Schule zu glänzen, entließ mich darauf in denkbar rücksichtsloser Weise. Sofort legten alle Lehrer und Lehrerinnen bis auf eine Dame, die später des Besitzers Gattin wurde, ihr Amt nieder und

forderten ihre Entlassung. Ich vertraute auf den Schutz der Schulbehörde, in deren Auftrag ich gehandelt hatte. Die Herren in Dresden gaben mir recht, vermochten aber nichts anderes zu tun, als die Schule überhaupt bis auf weiteres, „mangels eines Leiters“, zu schließen. Das Recht des Besitzers, einen „Angestellten“, und sei er auch Leiter der Schule, zu entlassen, konnte nicht bestritten werden. Alle Bemühungen des Besitzers, mich bei den Behörden wegen meiner religiösen und politischen Überzeugungen nachträglich zu verdächtigen, waren fruchtlos. Ihm wurde die Verpflichtung auferlegt, mir mein Gehalt für ein weiteres Vierteljahr zu zahlen.

Dies alles war aber für mich mit einer Summe der schmerzlichsten Erfahrungen verbunden. Allerdings waren das Gerechtigkeitsgefühl und die Opferwilligkeit meiner Amtsgenossen, die dem von ihnen erkannten Recht zu lieb ihre Stellung aufgaben, für mich erhebend und tröstend, insonderheit das charaktervolle, tapfere Verhalten einer Mitarbeiterin, aus Mühlhausen in Thür., die leider etwa ein Jahr später starb. Auch die Anhänglichkeit vieler Schüler rührte mich. Trotzdem schrieb ich damals einem Freunde in Zürich: „Nie wieder kann ich meines Lebens froh werden“. Seine Antwort: „Die Zeit wird alles wieder gut machen“, erschien mir damals gefühllos und unzutreffend. Die sächsischen Zeitungen aber wußten von einem „Lehrerstreik“ in der Schule als dem „Neuesten“ zu berichten.

Wie stets hatte ich den Lieben daheim von allen traurigen Erlebnissen kein Wort geschrieben. Sowie ich nun zu ihnen kam, lasen sie mir alles aus Augen und Antlitz. Hier war nichts als Verständnis, Vertrauen, Fürsorge und Liebe. In dieser Hut und der heimatlichen Luft gewann ich, wie ehemals nach der Reifeprüfung am Ende der Schulzeit, Kraft und Mut wieder.

Aber was nun? Irgend eine neue Stätte der Wirksamkeit suchen? Das entsprach nicht meinem Innern und meiner Gewohnheit. Nur möglichst weit weg von den Menschen und Plätzen, unter und an denen ich das Traurige erlebt hatte. Nur alles vergessen können!

Da brachte mir der Postbote eines Tages einen Brief, dessen Inhalt mir wie eine Schicksalsbotschaft erschien.

Dieses Schreiben, das mich wieder aus der landwirtschaftlichen in die erzieherische Tätigkeit zurückrief, enthielt eine Aufforderung Dr. Reddies, zu ihm nach Abbotsholme, in seine dortige Schule zu kommen, um ihm beim Ausbau des Lehrplanes nach deutschem Muster zu helfen.

Dr. Reddie hatte mich einige Jahre zuvor in Jena kennen gelernt. Schon damals hatte ich ihm gesagt, daß ich gerne nach England gehen würde. Professor Rein hatte mich ihm empfohlen, als er sich mit der Bitte um einen deutschen Pädagogen an ihn gewandt hatte. Nun bat Dr. Reddie mich zu kommen. Ich folgte dem Ruf, obwohl manches, so meine Unkenntnis des Englischen, dagegen sprechen mochte.

Meinen Entschluß habe ich nie zu bereuen gehabt. Abbotsholme wurde mir ein wirksames Heilmittel gegen zuvor erlittene Schmerzen, ein starker Antrieb zum eignen Schaffen. Nicht mehr noch? Nicht Vorbild für meine eigenen Schulen, so daß diese im Grunde die Nachahmung einer englischen wären? Diese Frage mag sich der Leser selbst beantworten aus allem, was er bisher hörte und weiter vernehmen wird.

Noch heute muß ich über die Naivität und Unverfrorenheit lächeln, mit der ich mich, unkundig der Reiseverbindungen sowie der Sprache, des Landes und der Leute, auf den Weg machte. Mit meinem kleinen Koffer, einer tüchtigen Menge meiner Lieblingsäpfel, einem Band von Reuter und wenigen

20 Markstückchen fuhr ich nach Hamburg und sah dort in der Zeitung nach, wann das nächste Schiff nach England abging. Das war auch bald entdeckt und eine Fahrkarte schnell gelöst. Als ich aber am Abend im Hafen diesen „Seelenverkäufer“ sah, war ich nicht gerade von ihm erbaut. Meine erste Fahrt in einem deutschen Flugzeug über das Gebirge habe ich Jahre hernach jedenfalls mit dem Gefühl größerer Sicherheit angetreten, als diese meine erste größere Seereise. Das Schiff war häßlich und schmutzig, die Passagiere gewöhnlich. Obwohl sie nur Zwischendeckkarten hatten, kamen sie baldigst in die sogenannte „erste Kajüte“. Nicht die unangenehmsten Gäste des Schiffes waren Hyänen, die ja allerdings in ziemlich festen Käfigen eingesperrt waren, aber bei dem starken Sturm, der auf offener See bald einsetzte, einen furchtbaren Gesang anstimmten. Ich hielt mich an meine pommerschen Äpfel und meinen Fritz Reuter, verschmähte englische Speisen und Gesellschaft von Menschen und Tieren und freute mich, neben der Schiffsmannschaft ziemlich der einzige Nicht-Seekranke zu sein. Denn auch die armen Hyänen mußten dem erzürnten Poseidon ihren schuldigen Tribut zahlen. Mit einem Lloyd-Schnelldampfer konnten wir keineswegs um die Wette fahren, und so mögen wir nach etwa drei Tagen glücklich in London angekommen sein, gerade als meine Äpfel verzehrt waren, zumal mancher der Mitreisenden, die sie bewunderten, mir redlich geholfen hatte. Im Londoner Hafen botete uns ziemlich verdächtiges Gesindel aus und bemächtigte sich meines Koffers. Eine Droschke war eines umfangreichen Streiks wegen nicht zu bekommen. Doch schließlich hatte ich nach allerlei Abenteuern glücklich meinen Bahnhof (St. Pancras) und Zug gefunden und war nach mehrfachem Umsteigen zur Endstation (Rocester in Derbyshire) und von da nach Abbotsholme gelangt.

Bald fühlte ich mich dort heimisch, fand ich doch hier das meiste von dem verwirklicht, was ich mir längst selbst gewünscht und auch im Kleinen, soweit ich es vermochte, bereits versucht hatte: Ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Erziehern und Schülern, gesundes, frisches, frohes Leben, Verbindung geistiger und körperlicher Arbeit und Übung, Erhebung und Verinnerlichung durch Werke der Schönheit und Weisheit. Und dazu noch herrliche ländliche Gegend und anheimelnde Räume. Ich nahm vom ersten Tage an inmitten dieses lebendigen Treibens an allem teil, vom Dauerlauf in der Frühe bis zur Kapelle am Abend. Die langen Beinkleider verschwanden bald in meinem Koffer, und ich wurde auch in der Tracht Genosse und Kamerad der Abbotsholmer. Ein Deutscher blieb ich darum doch stets.

Sehr schnell fielen mir in Abbotsholme starke Unterschiede zu den deutschen Schulen, die ich bisher kennen gelernt hatte, auf. Viel stärkeres Selbstbewußtsein, größerer Stolz, mehr Selbständigkeit und Freiheit bei fast allen Lehrern wie Schülern waren zu bemerken. Hier und da mochte es sich ja in unangenehmer Form zeigen, zu Anmaßung und Ungebundenheit führen. Im allgemeinen war dies aber durchaus nicht der Fall, und es verbanden sich mit jener Freiheit Höflichkeit und Selbstbeherrschung. Gedrücktes oder gar kriecherisches, würdeloses Verhalten, Feigheit und Duckmäuserei traten hier nicht in Erscheinung. Gewiß wirkte zur Gesamthaltung mit, daß die Schüler fast ausnahmslos reichen und angesehenen Familien entstammten. Von Geld- oder Machtprohentum war aber doch kaum etwas zu spüren. Die Lebenshaltung war gehoben, von jeder Knauserei entfernt, aber doch keineswegs verschwenderisch. Man scheute sich nicht, auch die unangenehmeren Handarbeiten zu tun. In diesem Punkte war ja Dr. Reddie von dem

üblichen Typ englischer Alumnate, den alten, angesehenen Kollegeß, abgewichen und hatte deren aristokratischen Rastengeist durch soziales Empfinden zu ersetzen versucht. Die Handarbeit trat bei ihm dem Sport zur Seite, die Ausschließlichkeit desselben wirksam einschränkend. Lehrern wie Jungen merkte man an, daß sie sich als Glieder einer der ersten, wenn nicht der ersten Nation der Erde fühlten, aber auch, daß sie gewisse Verpflichtungen als Entgelt dafür anerkannten. — Daß hier unser straffes „Berechtigungswesen“ so gut wie ganz wegfiel, hatte bedeutende Wirkungen, vorteilhafte wie nachteilige. Ein starker Antrieb, um nicht zu sagen Zwang, zur Arbeit fehlte. Aber diese wurde dadurch auch eine freiere, großzügigere. Dem einzelnen war dadurch mehr Spielraum und größere Selbstverantwortung gelassen. Interessen, Neigungen, Eigenart kamen stärker zur Geltung. Viel Streberei, Betrug und Bemühung um fremder Zwecke willen fiel fort. Daß allerdings der Gedanke an das „Geld-Machen“, das „money-making“, schon von früh auf bei vielen mitspielte, ist kaum zu leugnen. Ebenso wenig, daß, allen Gegenbemühungen von mancher Seite zum Trotz, eine gewisse Härte der älteren und stärkeren Jungen gegen jüngere und schwächere zu bemerken war.

In wissenschaftlichen Fächern wurde im allgemeinen bei weitem nicht so viel geleistet als in den entsprechenden deutschen Schulen. Stundenzahl und Vorbereitungszeit waren beträchtlich geringer. Ein übersichtlicher, folgerichtiger Lehrplan und wirkungsvolle Lehrmethoden sollten erst jetzt eingeführt werden. Die Lehrer verfahren nicht bloß individuell, sondern auch willkürlich. Nur in Chemie, dem Gebiete Dr. Reddies, hatte man mehr Erfolg. Hier, wie auch anderswo in England, waren die Lehrer im allgemeinen tüchtiger im Erziehen als im Unterrichten. Kam ihnen doch bei jenem zumeist ihre im Alumnat zugebrachte

Schulzeit und körperliche Tüchtigkeit zugute. Fast alle beteiligten sich lebhaft und erfolgreich am Sport und den körperlichen Arbeiten der Jungen. Obwohl man die sonst in England übliche Überschätzung des Sports bekämpfte, leisteten die Jungen dennoch sehr Tüchtiges im Ballspiel, Rudern, Schwimmen, Radfahren. Eingewurzelte Überlieferungen des Landes, Übung von frühester Kindheit an und die gesunde Lebensweise auf dem Lande kamen dabei allen zu statten. Man merkte bald: das Herz der Jungen war beim Sport und bei der Politik.

Auch bei den praktischen Arbeiten zeigten sie Lust und Geschick. Getreidebau und die mit ihm verbundene schwerere Arbeit fiel hier allerdings fort, da nur Gartenbau und Viehzucht getrieben wurden. Herrlich waren die schönen, üppigen Weiden und Triften. Auf einem Teil grasten im Sommer die Herden, der andere wurde fürs Winterfutter gemäht. Die Heuernte war für die ganze Schule eine Festzeit. Während mehrerer Tage fiel der Unterricht aus. Alle waren eifrig beim Werk. Die Kleinen reichten das Heu zusammen, die Größeren luden es auf die Wagen, und zum Schluß ging's in langem Festzug mit Gesang hinter dem letzten Fuder her zur Feier in die Schule. Ebenföwenig wie die Bedeutung der praktischen Arbeit, war die der Kunst für die Jugendbildung und Gesamtkultur hier verkannt. Ruskin galt darin als der bewunderte Führer.

Die Seele der Schule war ihr Gründer und Leiter Dr. Cecil Reddie. Ein lieber Freund ist er mir damals geworden. Unsere Freundschaft wird, hoffe ich, den Krieg überdauern. — Deutsche Einflüsse haben in starkem Maße auf ihn gewirkt. Er hatte in Göttingen Chemie und Mathematik studiert und auch dort promoviert. Die deutsche Pädagogik der Vergangenheit, Pestalozzi, Fröbel, Salzmann war ihm

wohl vertraut und teuer, mit führenden Schulmännern der Gegenwart, z. B. Rein in Jena, hatte er Fühlung genommen. Seine Schule trug den Stempel seines Geistes. Sie war sein Werk. Mit ungemeiner körperlicher und geistiger Elastizität und Vielseitigkeit und großer natürlicher Liebenswürdigkeit verbanden sich bei ihm Kraft und Fähigkeit in der Durchsetzung seines Lebensideals. Er liebte die Jungen, und das Zusammenleben mit ihnen war ihm Freude und Genuß. Begeisterungsfähig für alles Große und Schöne, verstand er es auch, in anderen diese Begeisterung zu wecken. Von politischen, kirchlichen oder sozialen Vorurteilen war er durchaus frei. Kein Deutscher konnte England schärfer beurteilen als er. Der klare und umfassend gebildete Denker war aber zugleich ein warmer Anhänger der Theosophie, und ließ in der Hingabe an ihre Spekulationen wohl zuweilen den Geist strenger Wissenschaft außer acht. Geld hatte für ihn keine große Bedeutung. Obwohl praktisch veranlagt, ließ er sich selbst dann nicht von der Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Erfolg bestimmen, wenn dabei keine Grundsätze verleugnet zu werden brauchten. War es dies häufige Nichtberücksichtigen äußerer Verhältnisse oder die offene Anerkennung deutscher Vorzüge, was Dr. Reddie um den ihm gebührenden Erfolg brachte? Männer, die ihm an Begabung und Ursprünglichkeit bei weitem nachstanden und das meiste von ihm entlehnt hatten, haben weit größere äußere Erfolge davongetragen als er. Seine Schule wurde außerhalb Englands bekannter und berühmter als in England selbst.

Umgang und Zusammenarbeit mit diesem bedeutenden und warmherzigen Manne waren für mich eine große Freude. Sehr schnell verstanden wir uns in allem. Gab's doch kaum etwas an ihm, das mir nicht sympathisch war. So arbeiteten wir zusammen an der Gestaltung des Lehrplans, der Vervoll-

kommen des Unterrichts, der Ergänzung der Lehrmittel, dem Entwurf eines eingehenden Arbeitsplanes, einer neuen Form für die Gesamtbeurteilung des Schülers und an vielem anderen. Eine Arbeit und Idee erzeugte die andere. Keine erschien uns beiden zu kühn und phantastisch, und nach des Tages Arbeit plauderten wir dann oft bis tief in die Nacht hinein über philosophische, religiöse, pädagogische Fragen. Daneben gab ich in den oberen Klassen Geschichtsunterricht in deutscher Sprache und nahm am ganzen Schulleben teil. Damals war ich in meinen kräftigsten Jahren. Aber ich mußte mich doch gewaltig anstrengen, wenn ich allmorgens im Dauerlauf oder auf der Schnitzeljagd bei Regen und Wind zu den ersten gehören wollte. Nach solchen Läufen warf ich mich auf mein Lager und hatte wohl zehn Minuten oder länger Mühe, um wieder zu Atem zu kommen. Ein froher Augenblick war's für mich, als ich beim Rugby zum ersten Mal den Ball durchs Mal brachte unter dem lauten Beifall aller Mitspielenden. Auch manch Abenteuer habe ich hier miterlebt. So fuhren wir einmal Heu ein. Einem unruhigen, starken Pferd kam der Wagen wohl zu sehr auf die Hacken. Es ging durch und raste mit dem Wagen führerlos aufs hohe, starke Eisengitter los, das die Wiese begrenzte. Die gesamte Schule fast schaute entsetzt zu und erwartete, daß Pferd, Wagen und der ratlose Lenker in wenigen Minuten verloren sein würden. Ich sprang von der Seite her auf das Tier zu, packte die Zügel und wurde von ihm fortgeschleift, ohne loszulassen. Da, unmittelbar vor dem Gitter, bog das aufgeregte Tier ermattet zur Seite und stand schließlich still. Alle Anwesenden klatschten laut in die Hände. Daß ich als Deutscher dies mir Selbstverständliche den Engländern zeigen konnte, machte mich froher als deren Beifallsgeschrei. An Kühnheit fehlte es jenen sonst

durchaus nicht. Auch nicht an Dankbarkeit. Das habe ich damals und später erfahren. Als Fremder brauchte ich mich hier nicht zu fühlen.

Eine schöne, unvergeßliche, fruchtbringende Zeit war es somit, die ich hier verlebte. Innige Freundschaftsbeziehungen entstanden, dauerten an zwanzig Jahre, bis der Krieg ausbrach. Werden sie dies Völkerringen überdauern, sich von neuem bilden und kräftigen? Oder sollte das alles für immer vernichtet sein?

In „Emlohstobba“ setzte ich der Schule ein Denkmal meiner Dankbarkeit. Anknüpfend an das in Abbotsholme Gesehene und Erlebte entwarf ich ein Idealbild einer Schule, wie ich sie mir dachte und wünschte. Ein Tag im „neuen Schulstaat“ von der Frühe bis zum Abend wurde dargestellt und durch gute Bilder ergänzt. In einem Gespräch zwischen dem Leiter und seinem Gast wurden dann die grundlegenden Beweggründe und Ideen des Lebens und der Arbeit an solchem Platz aufgewiesen. — Diesem idealisierten Abbotsholme wurden in einem zweiten kritischen Teil die Mängel des deutschen Schulwesens schroff gegenübergestellt. Als hauptsächlichste bezeichnete ich: das Berechtigungswesen, das die Sachlichkeit und erziehlche Wirksamkeit der Arbeit beeinträchtigt, das der Herzlichkeit ermangelnde Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, die Überschätzung des abstrakten Wissens und der Fremdsprachen und als Folge davon die Überlastung der Lehrpläne mit Gedächtnisstoffen und einem wertlosen Vielerlei, das zur Oberflächlichkeit führe, den Mangel an erzieherischer Kraft und an körperlicher, künstlerischer und seelischer Ausbildung. Besonders lebhaft wurde gegen das Pensionats- und Alumnatswesen Klage geführt, eine gründliche Schulreform gefordert und in ihren Grundzügen aufgewiesen. — Das Buch

erregte in Fachkreisen einiges Aufsehen. Als es verhältnismäßig schnell vergriffen war, habe ich es trotz allen Aufforderungen nicht wieder auflegen lassen. Meiner Meinung nach wurde es den veränderten Verhältnissen nicht mehr ganz gerecht. Manches Getadelte war inzwischen bereits besser geworden. Man denke an die Durchführung des Grundsatzes von der Gleichberechtigung der Schulgattungen und den Extemporalerlaß. Bewegungen waren aufgetreten und hatten Erfolg gehabt, die wenigstens der Forderung einer besseren körperlichen Auszubildung der Jugend gerecht wurden. So die Bestrebungen des Freiherrn v. Schenkendorf, der Wandervogel und die Pfadfinder. Besonders mußte die Gegenüberstellung einer idealisierten englischen Schule und der realistischen Darstellung der Mängel deutschen Schulwesens zu Mißverständnissen führen. Inzwischen hatte ich ja selbst Besseres geleistet als diese negative Kritik: ich hatte versucht, das „Emlofstobba“, in die Wirklichkeit umzusetzen.

Was bedeutete mir somit Abbotsholme für die Folgezeit?

Weder in England noch anderswo brauchte ich ein Modell zur Nachahmung zu suchen. Was ich späterhin geschaffen habe, entstand aus dem bitteren Leid, das mir die eigene Schule beschert, aus der Freude und Begeisterung, die mir Heimat, Ferien, Elternhaus, Studienzeit verschafft hatten, und vor allem aus der Teilnahme und Liebe zu Jugend und Volk, die seit frühen Jahren in mir lebten. Diese Zuneigung und Begeisterung, dies soziale und nationale Pflichtgefühl hatte mich ja schon seit den Studentenjahren in Jena, in der Heimat, in Sachsen zu einer Arbeit getrieben, die der in Abbotsholme vielfach verwandt war. Von einem geistes- und herzungsverwandten Manne ausgehend, hatte sie sich dort ungehemmt durch staatliche Vorschriften entfalten können. So wurde das

Abbotsholmer Jahr zwar nicht die Entstehungsursache, wohl aber eine Zeit des Antriebs und der Förderung der mich bewegenden Ideen und Kräfte. Darum werde ich ihm immer dankbar sein.

Vom Beginn meiner Hochschulzeit bis zu diesem Abschnitt scheinen meine Arbeit und mein Leben ziemlich planlos und unruhig verlaufen zu sein. Von einem Studium war ich zum andern, von einem Ort nach verhältnismäßig kurzer Zeit an einen neuen gekommen. Gewiß hatte ich mich vom Geschick treiben lassen. Aber an festen, bestimmten Zielen hat es mir dabei doch nicht gefehlt. Klarheit über die großen Lebensfragen zu gewinnen, zu einer festbegründeten Welt- und Lebensanschauung zu gelangen, war eins jener Ziele. Das hatte mich zur Theologie und von ihr zur Philosophie geführt. Anderen Helfer zu werden, sozial zu wirken, an der Vervollkommenung der Menschen und Zustände um mich herum meinen Kräften entsprechend zu arbeiten, war das zweite Ziel, dessen Verfolgung meiner Empfindung nach meinem Leben Zweck und Wert verleihen könnte. Das hatte mich gleichfalls zur Theologie und von ihr zur Sozialwissenschaft (Soziologie) und Pädagogik getrieben. Schien mir doch zunächst der geistliche Stand in erster Linie für soziale Arbeit bestimmt zu sein. Dieser Aufgabe hatte er ja auch zunächst gedient. Aber die allgemeine Erschütterung der religiösen Überzeugung, die Notwendigkeit einer Neubegründung des Glaubens, der Mangel an Bewegungsfreiheit des Geistlichen infolge des herrschenden Staatskirchentums mußte den Erfolg des Geistlichen außerordentlich beeinträchtigen und ihn zum Verwaltungsbeamten machen. Ich wollte mich aber weder einem Bekenntniszwang unterwerfen, der zur Unfreiheit führte, noch Beamter werden. Das geistliche Amt, so schien es mir, erschwerte eine soziale Tätigkeit

mehr, als daß es sie begünstigte, denn weiteste Kreise brachten ihm Mißtrauen entgegen. Welcher Beruf war denn der geeignetste für die soziale Wirksamkeit? Der des Politikers? Alles, was ich vom Parteileben kennen gelernt hatte, widerte mich an, so die häßlichen Wahlkämpfe, in denen ein Bismarck verkehrt wurde und nur zu vieles Minderwertige ausschlaggebend erschien. Gewiß war die Lage der Arbeiter elend. Aber waren Roheit, Unwissenheit, Charakterschwäche, Lasterhaftigkeit, waren Trinksitten, Sexualismus, Gier nach dem Mammon nicht in allen Kreisen zu finden? War damit nicht bewiesen, daß nicht äußere Einrichtungen, sondern innere Beeinflussung durch Erziehung ausschlaggebend und notwendig sei? Damit mußte aber bei der Jugend begonnen werden. Bei den Erwachsenen war es zu spät. Das bewiesen die Erfahrungen an Studenten wie an Arbeitern.

Die eigene Schulzeit konnte mich vom Lehrerberuf nur abschrecken. Sie hat diese Wirkung bei den meisten von uns gehabt. Kein einziger meiner Klassenkameraden wurde Lehrer. Hätte ich damals irgend einem von ihnen solche Absicht mitteilen können, sicher hätte ich noch stärkeren Ausdruck des Befremdens vernommen als das Wort: „Lieber Schinder“. Obwohl ich als Junge durchaus begeisterungsfähig gewesen bin, und eigener privater Arbeit, abseits vom offiziellen Betrieb, mit Liebe und Freude mich hingab, fand ich doch erst auf der Hochschule unter meinen Lehrern Persönlichkeiten, für die ich mich erwärmen konnte. Da habe ich schließlich auch den Beruf gefunden, für den ich, wie ich wohl sagen darf, von Anfang an bestimmt gewesen bin.

Wenn ich mich zu ihm entschloß, so beabsichtigte ich dabei etwas durchaus anderes zu werden und zu tun, als gewöhnlich darunter verstanden wird. Kein abhängiger, unselbständiger

Staatsbeamter mit dem hehren Ziel fester Anstellung und Pensionsberechtigung! Kein Sklave eines Schulsystems, dem man innerlich nicht zustimmen konnte! Sondern ein Helfer der Jugend, vor allem auch ihrer leiblichen und seelischen Noth! Ein Helfer besonders derer, die der Hilfe am meisten bedurften, die Vater oder Mutter oder beide während der Schulzeit entbehren mußten, wie's mir als Jungen ergangen war. Daß dieser Plan in der herrschenden Tages- und Stadtschule nicht ausführbar war, hatte ich am eigenen Leibe erfahren: Wie wenig bedeutete sie zumeist für die eigentliche Erziehung und Beeinflussung des Geisteslebens! Noch viel geringer anzuschlagen waren von diesem Standpunkt aus Pensionate, Pressen oder staatliche Alumnate. Von all diesen hatte ich nichts Gutes gesehen.

Somit schien kein anderer Weg übrigzubleiben, als selbst Schüler um sich zu sammeln und zwar an einem Platze, an dem nicht unvermeidlich ungünstige und schädliche Einflüsse auf sie einwirken mußten. Also nicht in der Stadt. Sondern dort, wo unsere Jugend unendlich viel gesunder aufwächst und man sie vor allem selbst beeinflussen und zu einem erwünschten Ziel führen kann, im Alumnat auf dem Lande. So war ja auch Pestalozzi verfahren.

Aber standen dem nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen? Raubte das Berechtigungswesen mit seinen genauen Prüfungsvorschriften nicht jede Hoffnung auf gründliche Reform des Unterrichts? Und womit sollte ich denn ein Alumnat auf dem Lande mit allem, was mir dazu nötig erschien, mit Wiesen, Wald, Wasser, Gärten, Ackerland, hellen, gesunden und anheimelnden Räumen, Werkstätten für Handwerk und Kunst, Laboratorien usw. begründen, wenn mir doch alle materiellen Mittel völlig fehlten? Mein ganzer Besitz war der eines

Arbeiters: meine Arbeitskraft, wenn ich von meiner Bücherei absah. Aber kam nicht doch noch etwas hinzu, was oft mehr ist als Geld und Gut: Begeisterungsfähigkeit, Mut und fester Wille? Äußere Hindernisse konnten mich nicht abschrecken oder auf andere Bahn lenken. Auch kein Menschenkind hätte das vermocht. Geld und Gut verachtete ich so gründlich, daß ich mich schon als Idealist und Philosoph geschämt hätte, es bei meinem Vorhaben ernstlich in Rechnung zu stellen. Jesus von Nazareth gewann in meinen Augen schon allein dadurch, daß er „nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte“.

Mit jugendlicher Urglosigkeit ging ich an die Verwirklichung meiner Pläne. Dabei hatte ich es viel schwerer als später. Im Zeitalter des Berechtigungswesens konnten wohl Pressen und ähnliche Anstalten in der Stadt, aber keine ernsten Reformalumnate auf dem Lande entstehen und gedeihen. Noch war kein Kreis von Freunden, Eltern und Schülern für den Gedanken einer Volkserneuerung durch Jugenderziehung auf dem Lande gewonnen. Er mußte erst gebildet werden. Wer sich damals neben mir mit Schulreformplänen trug, gestand zu, sie seien praktisch undurchführbar, solange das Berechtigungswesen bestehe.

Auf Theorien hatte man sich deshalb beschränkt. Deren gab es genug und übergenug. Auf der allgemeinen Schulkonferenz in Berlin waren die Geister aufeinandergeplatzt. Aber was war bei alledem herausgekommen? Der lateinische Aufsatz war abgeschafft worden. Das schien alles zu sein. Die Herrschaft der philologischen Staats- und Beamtenschule war ungebrochen. Doch was kümmerten mich diese Sorgen und Nöte? „Sorget nicht für den kommenden Tag...“, nicht um Schulregierung, Berechtigung und Kapital: „Incipe“, fangt nur getrost an! „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, ist nicht wert des Gottesreiches“, hatte ein Menschheitsführer einstmals gesagt.

Eins forderte ich streng von mir. Gründlich umfassende Vorbereitung. Wer dem Bestehenden Abweichendes gegenüberstellen will, muß jenes zunächst einmal gründlich kennen gelernt haben und dessen Anforderungen gerecht geworden sein. Andernfalls entspricht er nicht einer Pflicht der Gerechtigkeit und des Anstandes. Darum hatte ich verschiedene Studiengebiete und die hauptsächlichsten Schultypen zum Gegenstand und zur Stätte meiner Arbeit gewählt, hatte Gymnasial-, Volks- und Mädchenschulbetrieb, Alumnat- und Tagesschule, Arbeit im In- und Auslande aus Erfahrung kennen gelernt. Gewiß gab es noch genug wichtige mir fremde Plätze und viele Lücken meiner Bildung. Die bedeutendsten wollte ich zunächst einmal durch neues Hochschulstudium ausfüllen. Gern hätte ich auch noch das Schulwesen weiterer fremder Länder durch eigene Arbeit kennen gelernt. Mit der deutschen Schule in Neapel verhandelte ich darum z. B. sehr ernsthaft um eine Anstellung. Man verlangte Bindung auf zwei Jahre. Nur eins wollte ich zugestehen. Denn wann wäre ich sonst zum Beginn meiner eigenen Arbeit gekommen, die doch volle Elastizität des Geistes und Körpers unbedingt erforderte? Die Herren in Neapel wollten sich mit 1½ Jahren begnügen. Ich aber blieb fest bei meinem einen Jahr. So scheiterte die Sache, und ich ging zu Beginn des Wintersemesters 1897 nach Berlin. Vorliebe für diesen Platz hat mich damals so wenig wie heute beseelt. Lediglich die Einsicht, daß ich dort noch mancherlei dazu lernen und meine Pläne weiter vorbereiten könne, bewog mich, dorthin zu gehen.

In Berlin wurde ich wieder Schüler. Am liebsten hätte ich mein theologisch-philosophisches und geschichtlich-sprachliches Studium durch ein gründliches mathematisch-naturwissenschaftliches ergänzt. Dazu aber fehlte es an Zeit. So füllte ich dann nur besonders empfindliche Lücken aus, z. B. in Chemie. Auch

dem Zeichnen, einer Fertigkeit, die auf der Schule sehr vernachlässigt worden war, wandte ich mich nun zu. Man bevorzugte damals die Stuhlmann'sche Methode. Die habe ich aber auch gründlichst kennen gelernt. Auch an Handfertigkeitunterricht in Papp- und Holzarbeiten nahm ich teil. Mit geringen Mitteln ist da in schlichter Arbeit Gutes geleistet und manche Anregung gegeben worden.

Vor allem aber besuchte ich die Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt. Die Leistungen verehrungswürdiger alter Herren, ja Greise erschienen mir bewundernswert; einen desto kläglicheren Anblick boten viele junge Männer, denen bei den Übungen in der Frühe die Wirkungen des nächtlichen Großstadtlebens anzusehen waren. Sollte denn in „Bildungsanstalten“ immer noch fehlen, was ich schon auf der Schule vermißt hatte, Schwung und Jugendlichkeit? Gründlichkeit und Genauigkeit waren gewiß vorhanden, aber genügten sie allein?

Neben feinen Turn-, Fecht-, Zeichen-, Chemiestunden trieb der „Kurist“ gewissermaßen im „Nebenberuf“ noch andere merkwürdige Dinge. Ganz ähnlich wie ich 20 Jahre später in meiner Rekrutenzeit verfuhr, so daß mir ein sehr junger Leutnant tadelnd sagte: „Sie treiben vielerlei Dinge nebenher, die mit Ihrem eigentlichen Dienst sehr wenig zu tun haben“. — Dann und wann waren an den Berliner Litfaßsäulen Vorträge über Erziehungsfragen angekündigt, die ich im Rathausaal und in verschiedenen Vereinen hielt. Oder ich beteiligte mich als Redner an Verhandlungen in öffentlichen Versammlungen. Dabei kam der „Zögling“ der Turnlehrer-Bildungsanstalt manchmal in eine eigenartige Lage. Frl. L. von Egidy hielt einen öffentlichen Vortrag über schwedische Gymnastik, für die sie in Berlin wirkte. In der darauf folgenden Erörterung wurde sie von Vertretern des „Deutschen Schulturnens“, meinen da-

maligen Lehrern, angegriffen. Immer hat's mich von Kind auf angelockt, mich auf die Seite der Minderheit zu stellen. Der Kursist wagte darum zum Erstaunen manches Kameraden eine Lanze für die Schwedische Gymnastik gegen seinen verehrten Lehrer. Ergötzliche Zwischenfälle gab es manchmal auch bei meinen eigenen Vorträgen. Ich selbst suchte die Kritik aufs Notwendigste zu beschränken, bei ihr jede unnötige Schärfe zu vermeiden, das Schwergewicht auf das Sachliche, Positive zu legen. Wie erstaunte ich und mußte schließlich fast lachen, als nach einem solchen Vortrag von mir, ich glaube es war in einer Versammlung der Vereinigung für ethische Kultur, plötzlich ein feuriger Redner erschien und mit Donnergepolter über das veraltete herrschende Schulsystem herfiel, das mit Stumpf und Stil ausgerottet werden müsse. Zunächst dachte ich, das muß ein Mann riesiger Kraft und Energie sein. Als ich ihn aber am nächsten Tage gegen 1 Uhr noch von seinen Taten im Bett ausruhend fand, wurde ich schwankend. Noch mehr, als 20 Jahre später jenen großen Worten immer noch keine Taten gefolgt waren. Und doch war dies einer der ersten damaligen „Schulreformer“, der schon auf der Schulkonferenz von 1890 viel von sich reden gemacht hatte.

Nicht bloß Rathausaal und Vereinsräumlichkeiten wurden mir für Vorträge zur Verfügung gestellt. Auch vornehme Berliner Damen baten mich um solche in ihren Salons, obwohl ich doch nichts von einem „Salonhelden“ an mir hatte und mich bis dahin und auch später um die gesellschaftliche Welt und deren Verpflichtungen durchaus nicht kümmerte.

Aber ein Gutes hatten diese Abende. Wertvolle, begeisterungsfähige, liebe Menschen, vor allem Frauen, lernte ich kennen, die meinen Reformideen eifrig zustimmten. Manche von ihnen hab ich tief verehren müssen, als treue, ideal ge-

richtete, opferbereite Menschen. Durch ihre Freundschaft konnten mein Vertrauen und meine Kraft nur wachsen. Moritz von Egidy war einer unter ihnen. Bald nach seinem öffentlichen Auftreten war ich von Jena aus mit ihm in Briefwechsel gekommen. Durch seine Überzeugungstreue, Opferbereitschaft, unbedingte Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hatte dieser charaktervolle Mann mir von Anfang an höchste Achtung eingeflößt. Jetzt lernte ich ihn näher kennen. Anspruch darauf, ein schöpferischer Denker und Organisator zu sein, machte er nicht. Aber zur Aufrüttlung, Berinnerlichung, Weckung von Verantwortlichkeitsgefühl trug er in jener Übergangszeit nicht wenig bei. Sein Vertrauen zu mir erfreute mich. Sein jüngster Sohn wurde einer meiner ersten Schüler. Leider starb der Vater schon um Weihnachten 1898, aufgerieben durch seine Arbeit für die Allgemeinheit, ein Märtyrer für seine Ideen. Victor von Polenz hat ihm in einem ergreifenden Gedicht ein Denkmal gesetzt. —

Auch Adolf Damaschke, der unermüdliche Vorkämpfer für Bodenreform, brachte meinen Plänen und Ideen Anteilnahme entgegen. War er doch selbst von Hause aus Lehrer, hatten doch unsere Bestrebungen viel Gemeinsames auf sozialem Gebiete. Damals mußte seine Bewegung noch mühsam um Anerkennung und Einfluß ringen, die ihr später reichlicher zuteil geworden sind. Ich wurde ihr lebenslängliches Mitglied und suchte fortan Verständnis für sie innerhalb meines Kreises zu wecken. — Dr. Ludwig Keller, der Vorsitzende der Comenius-Gesellschaft, erwärmte sich gleichfalls für meine Pläne auf dem Gebiete der Volkserziehung. Ebenso Politiker wie die Abgeordneten Dr. Karl Schrader, und Dr. Theodor Barth. Zwar konnten mir Gesellschaften, Vereine oder Parteien keinerlei unmittelbare Hilfe verschaffen. Doch kam ich durch sie mit mancher

bedeutenden, wertvollen Persönlichkeit in Beziehung, erweiterte meinen Gesichtskreis, drang tiefer in die sozialen und politischen Fragen ein. Dabei suchte ich ebensowohl die ersten Versammlungen des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch auf, wie Vorträge von F. Naumann oder Bebel und Versammlungen der Heilsarmee. Mich irgend einer Partei zu verschreiben, davon bin ich immer sehr weit entfernt gewesen. Keine gab es, die meinen Neigungen ganz entsprochen hätte. Und Unabhängigkeit war mir auf allen Gebieten das Liebste.

Fand ich bei solchen Männern Zustimmung, so bei nicht wenigen, z. B. führenden Frauen Begeisterung. So bei Henriette Schrader, geb. Brehmann, einer Schülerin und Verwandten Froebels, der Begründerin und Leiterin des Pestalozzi-Froebelhauses. Noch in ihrer Sterbestunde hat sie ihrem Kreise nahegelegt, meine Sache nicht zu vergessen. Ähnlich dachte Frau Bieber-Böhm, die Vorsitzende des Vereins Jugendwohl und Schöpferin zahlreicher Jugendhorte.

Diese Männer und Frauen standen schon mitten in umfangreicher politischer, sozialer, erzieherischer Arbeit, hatten ihr eigenes Wirkungsfeld. Begeisterungsfähig und opferbereit ließen sich dagegen andere für meine Sache völlig gewinnen. Eine von diesen kämpfte bis zu ihrem Tode treu und tapfer mit mir für das gleiche Ideal, Bertha von Petersenn, Tochter des Würzburger Pathologen Eduard von Rindfleisch, Gattin des Professors an der kgl. Hochschule für Musik. Durch M. v. Egidy war sie auf mich hingewiesen worden. Nie werde ich die Stunde vergessen, in der sie mir ihre Klagen, Wünsche, Gedanken und Hoffnungen auf dem weiten Gebiet der Volkserziehung aussprach. Teilte ich sie doch in allem. Lebhaft ergriff sie den Plan, sich ganz dieser Arbeit zu widmen und ein eigenes kleines Erziehungsheim für Mädchen

zu begründen. Dem Entschluß folgte bald die Tat, der die begabte, charaktervolle und energische Frau ihre ganze Kraft bis zur Erschöpfung widmete. Aus kleinen Anfängen heraus wuchs ihr Werk zunächst auf märkischem Boden am Stolper See bei Berlin (Wannsee). Dann gedieh es im Süden des Vaterlandes in Baienhofen am Bodensee zu größerem Umfang. Der Einfluß ihrer bedeutenden, hingebenden, idealistisch gerichteten Persönlichkeit war auf jeden empfänglichen Menschen stark. Ihr Beispiel wird vielen unvergeßlich sein. Mir und meinen Heimen wurde sie eine treue Freundin, auf die ich mich unter allen Umständen verlassen konnte, ein Trost in der Not.

Dies alles konnte mich wohl ermutigen, trösten, anregen, aber die entsprechende Tat konnte mir keiner abnehmen. Die mußte ich selbst tun. Über Geldmittel, von denen sie nicht jeden Pfennig für die eigenen gemeinnützigen Bestrebungen gebraucht hätten, verfügten auch jene Vereinigungen usw. nicht. Auch in der Beziehung war ich also durchaus auf mich selbst angewiesen. Immer habe ich mich darüber gewundert, daß frühere und spätere „Gründer“ auf diesem Gebiet nur mit Hilfe von Regierung, Vereinen, Gesellschaften, Privaten glaubten beginnen und etwas durchführen zu können. Ein anderer Weg schien mir richtiger zu sein: Das eigene Tun. Wenn erst eine Schöpfung vorhanden war, war es an der Zeit, solche, die daran Freude und Genugtuung hatten, zu einem Bund zu vereinigen. Der ist ja auch dann etwa 15 Jahre nach Gründung der Heime entstanden.

So war ich also fest entschlossen, mit dem Ende dieses Berliner Semesters die eigene erzieherische Reformarbeit auf dem Lande zu beginnen. Wie das sein würde, wie das zustande kommen könnte, kümmerte mich zunächst wenig. Das würde sich ja alles finden. Zunächst mußte durch Wort und

Schrift ein klares Programm aufgestellt und deutlich gesagt werden, was ich tun wollte. In dieser Absicht hatte ich die erwähnten Vorträge gehalten. Aber durch Vorträge allein wäre ich nicht zum Ziel gelangt. Ich mußte versuchen, in einer weiteren Öffentlichkeit über die Grenzen Berlins hinaus, in dem heute Aufgetauchtes morgen vergessen war, mir Gehör zu verschaffen. Das konnte nur mit Hilfe der Presse geschehen. Aber wie Zeit zur Schriftstellerei gewinnen? Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ich durch meine Kurse in Anspruch genommen und abends todmüde.

Da kam mir ein Unfall zu Hilfe. Wie früher nicht selten, so geriet ich auch in Berlin zweimal in ernstliche Lebensgefahr. Einmal stürzte ich im Februar in der Lindenstraße mit meinem Rad und ein großer, schwer beladener, mit zwei Pferden bespannter Wagen jagte über mich hinweg, doch war ein Pferd nach rechts, das andere nach links zur Seite gesprungen und so ich selbst zwischen den Pferdehufen und Rädern des Wagens mit eigener heiler Haut, aber zertretenem Rade davongekommen. Fast um die gleiche Zeit schlug ich beim „Totensprung“ vom hohen Sprungbrett herab im Schwimmbad sehr heftig mit dem Kopf auf den Steinboden, so daß ich eine erhebliche Kopfwunde davontrug. Nun mußte ich einige Tage vom „Dienst“ fortbleiben. In diesen schrieb ich zwei Aufsätze über meine Absicht der Gründung von „Landerziehungsheimen“. Diesen, bis dahin noch nicht gebrauchten Namen gab ich der geplanten Schule, weil er das Hauptsächlichste, worauf es mir ankam, zusammenzufassen und auszudrücken schien. Dabei kümmerte ich mich wenig darum, daß der Name „Erziehung“ bei uns zu Lande wegen der Erinnerung an „Fürsorge-Erziehungsanstalten“ keinen guten Klang hatte. Der mußte ihm eben erst wieder erobert werden. Einige Zeit hat es gedauert, bis der unwillkürlich

damit verbundene Nebengedanke an verwahrloste, unter harter Zucht lebende Kinder sich von dem Wort „Erziehung“ löslöste. Später kam die Periode, in der viele das Wort Land-Erziehungsheim benutzten, weil es ihnen Vorteile zu bringen schien.

Aber wie sollte ich meine Aufsätze gedruckt bekommen, der ich gar keine Beziehungen zur Presse hatte? Ich gewann die Schriftleitung einer angesehenen Berliner Zeitung (der Täglichen Rundschau) für meinen Gedanken. Man versprach, meinen Aufsatz in die Unterhaltungsbeilage des Blattes aufzunehmen. Die Osterzeit, zu der ich mit meinem L. E. S. beginnen wollte, rückte aber immer näher heran und der Artikel erschien noch immer nicht, „wegen der Menge vorliegenden Stoffes“. Da ging ich zum Herausgeber einer zweiten Zeitung, der Deutschen Warte. Hier versprach man mir, einen Aufsatz sofort zu drucken. Schnell war ein neuer vollendet und nun machte ich die Tägliche Rundschau auf sein bevorstehendes Erscheinen aufmerksam. Umgehend erschienen jetzt in beiden Zeitungen zugleich meine Aufsätze. Keiner wollte hinterher kommen. Einen dritten Aufsatz von mir veröffentlichte Theodor Barth's „Nation“. In diesen Abhandlungen entwickelte ich den Plan meiner Schule und forderte auf, mir Schüler für sie anzuvertrauen. Weder einen bestimmten Platz, noch Lehrer, noch Mittel, noch irgend etwas anderes als meinen Gedanken vom L. E. S. und meinen Willen konnte ich aufweisen. Trotzdem faßten bereits nicht wenige Eltern im In- und Ausland Vertrauen zu mir und setzten sich mit mir wegen Unterbringung ihrer Kinder in Verbindung. Was ich geahnt und gehofft hatte, bestätigte sich: die Zeit war gekommen für diesen Versuch, er kam einem dringenden Bedürfnis entgegen.

Männer und Frauen aus allen Berufsschichten, Studierende, Schüler der obersten Klassen, deutsche Volksschullehrer,

ja sogar einige Direktoren, Schul- und Ministerialräte, Erzieher aus dem Auslande zeigten jetzt und später für diese Gedanken und deren Ausföhrung rege Theilnahme, ja vielfach Begeisterung. Nur ein Kreis blieb damals und auch später noch fern: die Gymnasialoberlehrer. Dieser Stand suchte Erkenntnis, Anregung und Förderung nur bei sich selbst, in den eigenen Reihen. Seine Zeitschriften schwiegen unsere Arbeit tot oder erwähnten sie in Berichten, in denen Unkenntnis und fader Spott sich das Gleichgewicht hielten.

Inzwischen ging ich beherzt an die Beschaffung eines geeigneten Platzes. Durch Zeitungsanzeigen suchte ich ein schön gelegenes kleines oder größeres Landgut im Gebirge, an See oder Fluß mit Wald und größeren Wohnräumen. Viele Angebote aus Mecklenburg, der Mark, Thüringen und anderen Landschaften gingen ein. Wann sollte ich sie besuchen? Nur die Sonntage hatte ich dafür frei. An ihnen bin ich auf meinem Rade dann viel umhergefahren, oft meilenweit. Manches in dieser oder jener Beziehung Geeignete fand sich. Aber sehr selten waren alle meine Wünsche, z. B. betreffend Verkehrsbedingungen, Bade- und Schwimmgelegenheiten, Wohnräume, Preis erfüllt.

Wiederholt schon hatte ich auf meinen Entdeckungstreisen erfahren, daß Bürger, Stadtbehörden, Ortsschulvereine kleinerer Orte an der Gründung der von mir geplanten Schule regen Theil nahmen. Hofften sie doch, in ihr die eigenen Kinder unterzubringen. Leider kam es ihnen zumeist nur zu sehr auf die Examina und Erlangung der Berechtigung und damit auf den Anschluß an das herrschende System an. Ich war aber keineswegs geneigt, solche Ansprüche zu befriedigen.

Da las oder hörte ich — war es Zufall? — um die gleiche Zeit, etwa Ende Februar, oder Anfang März 1898, daß der

Vorstand des „Privat-Schulvereins“ Ilfenburg am Harz einen Leiter für die von ihm gegründete Anstalt suche. Ich schrieb ihm von meinen Plänen, schickte meine Aufsätze, und erklärte, daß ich bereit sei, nach Ilfenburg zu kommen, falls man mir in der Hauptsache wenigstens zustimme, mir Freiheit lasse und sich in der Nähe des Ortes ein geeignetes Gut fände, auf dem ich mein Heim gründen könne. Man bejahte meine Fragen und lud mich ein, nach Ilfenburg zu kommen. Bald war ich dort. Was von der Schule vorhanden war, oder berichtet wurde, war allerdings nicht sehr ermutigend. Verschiedene Leiter hatten hier nacheinander in kurzer Zeit Mißerfolg gehabt. Eine Lehrerschaft war von Ostern ab nicht mehr vorhanden. Die Schule wohnte in wenigen kleinen Stuben eines Privathauses zur Miete. Über Geldmittel und Rechte verfügte der Schulverein nicht und die vorgesetzte Behörde schien der Schule sehr wenig gewogen zu sein.

Freunde baten mich, von meinem Plan abzusehen, eine sichere Staatsstellung nicht einer ganz zweifelhaften Zukunft zu opfern. Auch bei dem Kultusministerium in Berlin war ich wenig ermutigt worden. Auf alle meine Anfragen und Bitten um Bewegungsfreiheit und Duldung meiner Arbeit hatte ich nur ausweichende Antwort bekommen. Mein Buch „Emlohstobba“ hatte ich Monate zuvor dem Kaiser zugesandt. Vom Kultusminister war es mit der Bemerkung zurückgekommen „Zur Ueberreichung an Se. Majestät nicht geeignet“. Als ich den Herrn Minister nach dem Grund dieser Ablehnung fragte, bemerkte er, daß er weder das Buch gesehen habe, noch Näheres von der Sache wisse. Vergebens suchte ich ihm zu zeigen, daß „Emlohstobba“ sehr wohl geeignet sei, vom Kaiser gelesen zu werden, da er ja wiederholt sein Interesse für die Schulreform bekundet hatte und manches auch wollte, wofür gerade mein

Buch eintrat. Nach der Rücksprache mit dem Minister fragte ich bei den Räten im Kultusministerium an, wie man sich in Preußen bei der Ausführung meiner Schulreformpläne verhalten werde, ob und wie weit ein abweichender Lehrplan genehmigt werden würde, z. B. Einschränkung und späterer Beginn der Fremdsprachen; ob mein Lehrplan bei den Prüfungen berücksichtigt werden könne. Die Herren antworteten: Diese Dinge könne man nicht genehmigen; auch könne man keinerlei Berücksichtigung zusagen. Ob man sie denn verbiete? Nein, das wolle man auch nicht. Ich könne es ja versuchen. Ich allein aber trüge die Verantwortung, sie müßten solche ablehnen. Auf eigene Gefahr könne ich's ja tun. — Seltsam genug erschien mir diese Stellungnahme. Auf der einen Seite Scheu vor irgendwelcher Verantwortung, auf der andern — wie sollte ich's auffassen? — Neugierde, Schadenfreude oder aufrichtige Teilnahme? Was wohl bei solchem Versuch herauskommen werde, das schienen sie alle gern wissen zu wollen, nur wollten „sie sich nicht die Finger dabei verbrennen“.

Das Nachfragen bekam ich schließlich satt. Wiederum hatte sich meine alte Erfahrung bestätigt: „Nicht auf andere hoffen und warten, nur mutig beginnen“. Was kümmerten mich schließlich Perücken und Paragraphen? Nicht weit von Ilfenburg hatte ich ein idyllisches, kleines Landgut entdeckt, ein Flußufer mit lauschigen Spielplätzen, Erlen- und Weidengebüsch, Wiesen, Gärten und Äckern, einem geräumigen Gutshaus, weiten, leeren Nebengebäuden, und das Schönste von allem, einem brausenden Wehr. Da hatte ich ja alles, was ich suchte. Und dazu in Ilfenburg selbst eine Anzahl verständiger Eltern und frischer Jungen. Was brauchte ich mehr? Alles andere würde ich schon schaffen. Die „Pulvermühle“ wurde der erste und älteste Schauplatz eines Land-Erziehungsheims, meine und

vieler Jungen neue Heimat. Zwar konnte ich sie damals nicht kaufen, sondern nur einen Teil von ihr pachten. Aber ob Kauf oder Pachtung war mir zunächst völlig gleichgültig. Um Besitz handelte es sich für mich durchaus nicht. Nur einen geeigneten Schauplatz und eine Schülerschaft für meine Arbeit wollte ich haben. Alles andere konnte man getrost der Zukunft anheimstellen.

Mit diesem meinem Entschluß war ich wiederum ein gutes Stück Weges vorwärtsgekommen. Hatte ich in den ersten Veröffentlichungen nur den Platz und die allgemeine Lage der Schule auf einem schönen Landgut Deutschlands, an Bach, See oder Wald angegeben, so konnte ich jetzt doch einen bestimmten Ort des D. L. E. S.'s in der Heimat nennen.

Nach Berlin zurückgekehrt, traf ich sofort weitere Vorbereitungen. Die erste war, ich kaufte einige gute Musikinstrumente, zwei Klaviere und ein Harmonium; einige Lebensmittel, vor allem Walzhafer, Buchweizengröße und dann Möbel. Dabei hatte ich ein eigentümliches Erlebnis: Der Möbelhändler bot mir an, mit mir, der ich ja keine Firmenkenntnis in Berlin hatte, zu verschiedenen Geschäften zu fahren und mir beim Einkauf zu helfen. Erstaunt über soviel Menschenfreundlichkeit sagte ich dankbar zu. Später erfuhr ich von den Firmen selbst, daß ich diese überraschende Menschenfreundlichkeit mit 10—20% der eingekauften Waren belohnen mußte. Das entspräche der allgemeinen „Geschäftspraxis“! Übrigens war ich nicht wenig darüber verwundert, daß einige Firmen sich bereit fanden, mir Unbemitteltem lediglich auf Grund meines pädagogischen Programms hin Kredit zu gewähren. Sollte es wahr sein, was mir kurz zuvor einer der Leiter der Turnlehrerbildungsanstalt gesagt hatte: ein Blick in mein Antlitz genüge zum Vertrauen auf mich? Und doch sollte

die Zeit kommen, in der Menschen es so erschüttert hatten, daß ich fast selbst an mir irre werden mußte. Aber das war viel, viel später. Damals stärkten das Vertrauen von Eltern, die mir Unbekanntem ihre Kinder überließen, und die Zustimmung so manches von mir geschätzten Menschen mir Mut und Kraft. Verschiedene waren so freundlich, mir ihren Namen und ihr Urteil über meine Pläne und Persönlichkeit für mein Programm zur Verfügung zu stellen. Im ersten Jahre habe ich diese Hilfe dankbar benutzt, dazu meine eigenen Zeugnisse. Später ließ ich diese Urteile und Zeugnisse nicht wieder drucken und verwenden. Was ich geschaffen hatte und schuf sollte und mußte für sich selbst sprechen. Ebenso verschmähte ich von Anfang an so gut wie jede Anzeige der Heime in den Zeitungen. Mit Anerbietungen und Aufforderungen dazu wurde ich bald überannt. Aber Erfolg hatte keiner der Agenten dabei.

Die Wanderjahre, die Zeiten der Vorbereitung waren jetzt vorüber, die Periode eigenen Schaffens brach an.

